

Leseprobe aus:

Dieter Moor

Was wir nicht haben, brauchen Sie nicht



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Bevor es losgeht ...

In den sogenannten neuen Bundesländern gibt es gleich mehrere Orte namens «Amerika». Es gibt da auch Tausende Dörfer, die über einen Dorfteich verfügen. Es gibt bestimmt sogar Dörfer, die ein Reiterstandbild ohne Reiter aufgestellt haben. Sie alle verbindet mit dem Dorf, in dem dieses Buch spielt, nicht das Geringste. So wenig wie das Dorf, in dem meine Frau und ich unseren Hof betreiben.

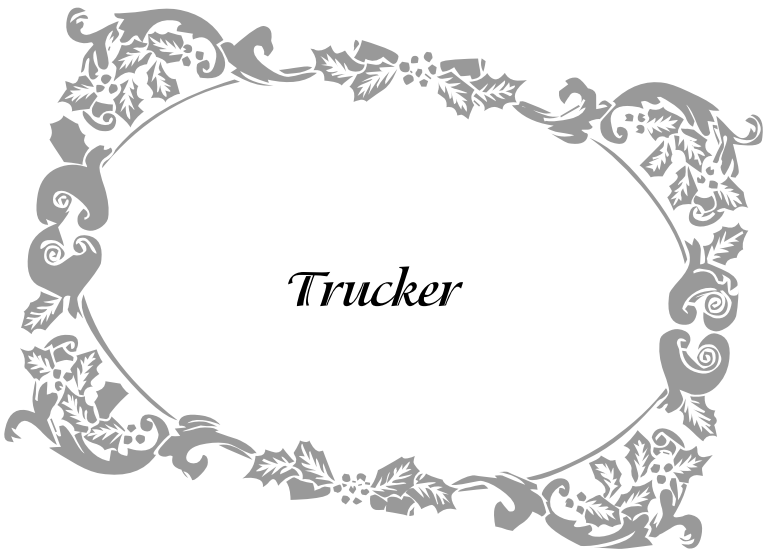
Vermutlich fände man, würde man nur lange genug suchen, auch eine real existierende Konsum-Fachkraft, die sich weigert, Frischmilch in ihr Sortiment aufzunehmen. Und einen Single, der Lastwagenmodelle sammelt und auf dessen Lieblings-T-Shirt «no woman, no cry» zu lesen ist. Auch Typen, die sich aus Angst vor der Welt freiwillig selber einmauern, oder Hebammen, die nach einer Messerstecherei ein Hundeleben gerettet haben, mag es wirklich geben. Falls Sie, liebe Lesende, solche Menschen kennen sollten: Ihre Bekannten haben nichts, aber auch gar nichts mit den Menschen zu tun, die Sie in diesem Buch kennenlernen werden.

Um es klarzumachen: «Jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen ist rein zufällig ...» und so weiter.

Was ich hingegen versucht habe, so erlebnisrecht wie möglich zu schildern: wie es ist, als kleiner Schweizer, zusammen mit einer Österreicherin, in deren Brust das Herz einer Löwin schlägt, in den Weiten Brandenburgs anzukommen, sie zu erspüren und Wurzeln zu schlagen.

Um es klarzumachen: Ähnlichkeiten zwischen mir und dem Erzähler in meinem Buch sind beabsichtigt.

Dieter Moor, im Sommer 2009



Trucker

*A*lles läuft rund auf meiner Fahrt ins neue Leben: Mein Jeep arbeitet die Hunderte von Kilometern Autobahn souverän unter sich weg, die beiden großen Berner Sennenhündinnen pennen schicksals ergeben auf der Ladefläche hinter mir, und sogar die Katzen haben sich mit der Tatsache abgefunden, unwürdig in Käfigen transportiert zu werden.

Der große Hänger mit den nötigsten Habseligkeiten für die ersten Wochen, den ich seit 800 Kilometern immer wieder sorgenvoll im Rückspiegel überwache, läuft seit einer Stunde wie auf Schienen, ohne Ausbruchsversuche. Der Verkehr ist überschaubar auf dem sechsspurigen, brandneu wirkenden Betonband, das mich durch die ostdeutsche Landschaft zieht. Der Tempomat synchronisiert mich mit der Reisegeschwindigkeit der großen 50-Tonner.

Easy driving.

Inzwischen habe ich auch gelernt, dass die Lichthuperei der dicken Brummer, nachdem man sie überholt hat, freundlich gemeint ist: «Kannst wieder einschwenken, Kumpel, bist weit genug vor meiner Schnauze.» Und dass man sich für diese Fürsorge artig mit

kurzem Einschalten des Pannenblinkers zu bedanken hat. Ich fühle mich zugehörig zur mächtigen Flotte der 80-km/h-Beschränkten, die mit hundert Sachen im Schnitt durch die Lande donnern.

Sogar einen vernünftigen Radiosender habe ich inzwischen gefunden. «Nur für Erwachsene» ist dessen Motto. Da fühle ich mich doch angesprochen! Die zwei Moderatoren zerpfücken gerade intelligent und respektlos einen Berliner Stadtrat und dessen Prämienflüge in den Urlaub. Die legendäre Berliner Schnauze in Reinkultur. Der Interviewte reagiert erstaunlich schlagfertig für einen Lokalpolitiker. Es wird gelacht, obwohl die «Sache an sich» ein Skandal zu sein scheint. Wie wohltuend nach dem zögerlichen Um-den-heißen-Brei-herum-Gerede in den Medien meiner Schweizer Heimat.

Das Frühaufstehen hat sich gelohnt. Vor dem sommerlichen Morgenrauen losgefahren und jetzt gut in der Zeit! Laut Navi werde ich die Autobahn um 16:00 Uhr endlich verlassen und locker vor fünf im Dörfchen Amerika, Bundesland Brandenburg, planmäßig einlaufen. Perfekt. Die Keksrulle von der letzten Tanke ist fast gefuttert, die O-Flasche zu drei Vierteln leer, Benzin noch für 200 km. Der Hintern tut langsam weh, alle Zeichen stehen auf «baldige Ankunft». Ein Schild zieht vorüber: Wickelitz 60 km. Mein Ziel liegt etwa 10 Kilometer weiter.

Plötzlich will ich die Landschaft, die meine Wahlheimat werden wird, in der ich mir den Rest meines Lebens zu verbringen vorgenommen habe, nicht mehr einfach nur vorüberziehen lassen, aus Autobahnsicht, wie ein Ostblock-Tourist. Ich will sie en detail erleben, langsamer. Ich programmiere das Navi um: von «schnellste» auf «kürzeste Strecke».

Der Kilometerfresser-Stress liegt hinter mir. Schmale Straßen jetzt, lange Alleen bis zum Horizont. Wunderbar: offene Landschaft. Schlaglöcher auch, aber das hält ja wach. Kleine Dörfer. Ich erreiche

Wickelitz. Na ja, gut, das ist nun nicht sooo sehr schön. Alte Garnisonsstadt, viel Kleinindustrie. Angeblich soll hier das militärische Strategiezentrum der DDR gewesen sein. Eine Menge SED-Bonzen. Jetzt: verfallene Fabriken, dann wieder Tankstellen, Baumärkte, Reihenhaussiedlungen, Resopal-Hotels auf den Äckern – Nachwende-Idylle.

Ein Wegweiser: Amerika. Eigentlich müsste ich ein Foto machen von diesem gelben Schild mitten in der grünen Landschaft. Es wirkt verheißungsvoll ...

Das Navi rechnet aus: noch acht Minuten bis zu meinem neuen Zuhause.



Blindkauf

Mein neues Zuhause.

Das ist aber auch schon alles, was ich weiß. Mein neues Zuhause, das ich mir noch nicht einmal angesehen habe. Das ich blind gekauft habe. Ich Wahnsinniger. Ich zwangsverschicke mich selber an einen Ort, vor dem mich jeder vernünftige Mensch gewarnt hat:

Höchste Arbeitslosigkeit Deutschlands. Dumpfe Osis. Alkoholiker und Neonazis. Die gesunde Bevölkerung flieht. Zurück bleiben die Loser, die Alten, die Gescheiterten, die Kaputten. Das vergessene Land. Das Land, welches Kohls berühmten Ausspruch von den «blühenden Landschaften» zum Dauerlacher werden ließ. Und da willst du hin? Da war nie was, da wird auch nie was sein, und du willst ernsthaft dahin? Du bist bekloppt!

Die Euphorie von eben weicht dem mir so vertrauten Gefühl vor Theaterpremieren oder wichtigen TV-Auftritten: dem Lampenfieber. Wenn es gut läuft: Triumph. Wenn nicht: Niedergang. Aber das hier ist kein Theaterstück, hier geht es um mein Leben. Bis jetzt habe ich mich ja immer irgendwie durchgeschlagen. Nach dem Bach-Prinzip: Der Bach sucht sich immer den Weg des geringsten

Widerstandes und bringt sein Wasser, zwar über Umwege, aber dennoch ins Meer. Das funktionierte als junger, alleinstehender Mensch sehr gut: Wenn es wo nicht passt: weg, next, fertig.

Das war die Zeit, in der ich noch drauf geachtet hatte, nicht mehr irdische Güter mein Eigen zu nennen, als in einen VW-Bus passen. Also etwa die Menge, die jetzt in meinem Anhänger verstaut ist. Aber da ist noch ein ganzer Bauernhof in der Schweiz, voller Möbel, Klamotten, Bücher, Schallplatten, Teppiche, Geschirr, Tonnen von Geschäftspapier, dem Restmüll unserer aufgelösten TV-Produktionsfirma, der von Gesetzes wegen aufgehoben werden muss. Da steht noch eine riesige Scheune voll mit landwirtschaftlichem Gerät, Maschinen, Werkzeug, Zaunmaterial, Pferdekram und einem Heuwender, Zweitakt, Baujahr 59. Dieser ganze Riesenberg von Dingen und Sachen und Undingen und Unsachgemäßem, das zwei Menschen im «besten Alter» früher irgendwann einmal ganz furchtbar dringend gebraucht und deshalb angeschafft hatten und die wir jetzt am Hals haben.

Das will alles noch verladen und hierhergebracht werden. Und wenn dieses «hierher» sich als Riesenfehler entpuppt? Dann stehe ich da mit 30 Tonnen Besitztum. Was tut ein Obdachloser mit 30 Tonnen Schweizer Zivilisation? Hat doch unter keiner Brücke Platz ...

Ganz abgesehen davon erwarten zwei große Hunde und vier Katzen einfach von mir, irgendwo zu Hause sein zu können. Und die vier Esel, das Pferd, die Enten, die in einer Stunde per Spezialtransport unter tierärztlicher Aufsicht im neuen Zuhause eintreffen? Die stehen dann da. Die kann man ja auch nicht einfach am Halfter nehmen und sagen: «Na, schau wir mal, ob es nicht doch in der Toscana schöner ist.»

Kurz: Meine Sonja und ich haben es hier auszuhalten, auch wenn sich herausstellen sollte, dass es nicht zum Aushalten ist ...

Wobei Sonja wenigstens über den kleinen psychologischen Vorteil verfügt, dass sie, im Gegensatz zu mir, den Hof in Amerika schon kennt. Sie hat ihn gefunden, sie hat entschieden: Hier ist gut sein.

Nie werde ich ihren Anruf vergessen, der mich auf dem alten Hof in der Schweiz erreichte. Sie lebte bereits in einer kleinen Wohnung in Berlin, ich hütete Hof und Tiere in der Schweiz, so gut es eben ging, neben meiner Arbeit für das Schweizer Fernsehen. Sonja hatte seit fast einem Jahr neben ihrem Berliner Job als Filmproduzentin jede freie Stunde genutzt, einen Hof zu finden, der passen könnte. «Passen» bedeutete:

1. Wir müssen ihn uns leisten können. Heißt, die vielen leerstehenden adeligen Gutshäuser: fallen weg.

2. Das dazugehörige Land muss arrondiert sein. Nicht dort ein Fleckchen und hier ein Stückchen, sondern klassisch ein Haus mit Land drum rum. Heißt, die Hunderte leerstehender sogenannter Resthöfe: fallen weg.

3. Maximal eine Stunde Fahrzeit in die Berliner City. Heißt, die Zehntausende leerstehender Gehöfte in der Uckermark, der Lausitz oder dem Oderbruch: fallen weg.

«Mein lieber Maaaaaan», scholl es aus dem Telefonhörer. «Ich sitze grade in einem kleinen Dorf namens Amerika beim Dorfwirt im Gastgarten. Es is narrisch!» (Meine Frau ist Österreicherin.)

«Es gibt wirklich ein Dorf, das Amerika heißt?», fragte ich. Als Kind habe ich mir immer vorgestellt, ich wäre gar nicht der Sohn meiner Eltern, sondern das durch einen schrecklichen Zufall vertauschte Kind reicher Amerikaner, die aussehen wie «Tammy» («Das Mädchen vom Hausboot») und Little Joe («Bonanza»), und jeden Moment konnte es geschehen, dass die beiden vor unserer Tür stünden. Tammy würde mich glücklich an ihre spitze Brust drücken, und Joe würde mir einen echten kleinen Colt schenken,

und sie würden mich mitnehmen auf ihre Ranch in ... verdammt, jetzt würde dieser Traum vielleicht Wirklichkeit werden: eine Farm in Amerika. Ohne Tammy und Joe. Zum Glück.

«Ja!», lachte Sonja. «Amerika, es heißt echt Amerika, es is so narisch. Über mir das Blätterdach der alten Bäume, die Vögel zwitschern in den Büschen, die Abendsonne scheint mir ins Gesicht, und ich hab mir einen Hof angesehen.»

Blitzschnell analysierte ich: Sonja ist gut drauf («lieber Maaaaan» nennt sie mich nur, wenn sie freudig aufgelegt ist), das Dorf ist ruhig (Vogelgezwitscher), es handelt sich um kein Schlafdorf, sondern um eines mit lebendiger sozialer Struktur (Dorfwirt), es ist ein kleines Dorf (sie sitzt beim Dorfwirt und nicht bei einem Dorfwirt), es steht nicht im Schatten einer Chipfabrik oder einer Zeppelin-Montagehalle (Sonne im Gesicht), und der Hof, um den es geht, ist interessant. Immerhin hat sie ihn angeschaut, ist nicht, wie so viele Male zuvor, sofort wieder gefahren, verärgert über die Zeit, die ihr der Makler stahl mit einem Angebot, das mit unseren Suchkriterien und seinen Schilderungen so viel gemein hatte wie eine frischgefangene Lachsforelle mit den labbrigen Fischstäbchen von vorgestern.

Das hörte sich gut an. Bis jetzt.

«Und?», fragte ich mit belegter Stimme.

«No ja.» Nichts weiter, nur dieses «No ja», gefolgt von Schmatzgeräuschen. Wahrscheinlich verlebte sie sich gerade ein Stück hausgemachten Brandenburger Streuselkuchen ein oder zerkaute einen Wildschweinbraten, hiesige Jagd. Natürlich reine Verzögerungstaktik, ihre Mampferei. Sie wollte mich auf die Folter spannen. Und die Tatsache, dass sie mich auf die Folter spannte, bedeutete doch, dass sie eine sensationelle Neuigkeit mitzuteilen hatte. Das war ein gutes Zeichen, ein sehr gutes sogar. Ich wurde nervös.

«Was isst du denn gerade?», wollte ich wissen. Bloß nicht anmer-

ken lassen, dass das mit dem Auf-die-Folter-Spannen prächtig funktionierte.

«'ne Strippe.»

«Was?»

«'ne Strippe.» Schmatz, kau, schluck.

«Telefonstrippe, Hanfseil, Kupferleitung oder was für 'ne Strippe?»

«'n Brötchen. Die heißen hier Strippen, weißt du?»

«Warum?»

«Weiß nicht.»

Sonja sitzt also bei einem Wirt, der zu Brötchen «Strippen» sagt. Ruhig bleiben.

«Ach so, 'n Brötchen isst du. Lass es dir schmecken.»

«Tu ich. Und bei dir, alles gut?»

«Ja, alles gut, aber was ...»

«Schön, freut mich. Du mein lieber Maaaaaaaaaan, du.»

«Sonja, du rufst mich doch nicht an, um mir zu erzählen, dass du Strippen isst.»

«Schmecken aber gut!»

Es war Folter. Sie hätte noch stundenlang smalltalken können, wissend, dass ich danach schmachtete zu erfahren, was nun mit dem besichtigten Hof ist.

«Sonja, was ist mit ...»

«Hmmm?»

«Was ist mit dem Hof?»

«No ja ...»

«Das sagtest du schon.»

«Nett.»

«Wie nett?»

«Sehr nett.»

«Und?»

«Das fragtest du schon.»

«Sonja!»

«Ich glaub, der isses.»

UFF! Preis? Zustand? Lage? Größe? Nebengebäude? Land? Ich ließ ein Trommelfeuer von Fragen auf Sonja niederprasseln, die sie wie aus der Pistole geschossen beantwortete. Der Hof bestand aus einem großen zweistöckigen Ziegelsteinhaus, leider nicht mehr mit der original Stuckaturfassade, sondern mit grobem Spritzverputz, wie er in der DDR Standard war – keiner weiß so recht, warum eigentlich. Aber voll unterkellert, was hier selten zu finden ist bei alten Höfen. Das bedeutete: kein Schimmel, gutes Wohnklima, genügend Lagerplatz. Ein großer Keller ist Gold wert! Außerdem ein Stallgebäude, wunderschön in Sichtbackstein-Bauweise, die Eselchen und das Pferd könnten sofort darin wohnen. Eine große Scheune, klassische Bauweise, unten Feldsteine, ab drei Metern Ziegel. Das Dach marode, müsste neu gemacht werden. Land an den Hof angrenzend.

«Wie viel?»

«Die Hofstelle ein halber Hektar plus zweieinhalb Hektar Weide.»

Wow. Das war gut! 25 000 Quadratmeter, doppelt so viel, wie wir in der Schweiz hatten!

«Und das Dorf?»

«Gut, sehr gut», erzählte Sonja. «Eine Dorfpfuhle.»

Dieses neue Wort kannte ich, Pfulen werden in Brandenburg jene Teiche genannt, die früher den Gänsen und Enten der Dorfgemeinschaft als Lebensraum dienten, den Kindern als Badeseen und der freiwilligen Feuerwehr als Löschteich. Sonja berichtete, die Pfulle sei umrahmt von der Dorfwiese, dem Anger. Um diesen wiederum würden sich die Häuser gruppieren. Der Hof liege absolut «downtown», mitten im Dorf.

«Aber wollten wir nicht eher außerhalb, für uns, allein stehend ...?», wandte ich ein.

«Hintenraus hast du nix außer Feld und Wiese. Der Hof liegt mittendrin und gleichzeitig am Rand!»

«Ach, so klein ist das Dorf?!»

«Etwa 200 Einwohner, schätze ich. Es gibt einen kleinen Dorfladen für den täglichen Einkauf, und stell dir vor: ein kleines Schloss. Also, es sieht eigentlich nicht sehr schlossig aus, eher wie ein Gutshof, wird aber hier trotzdem Schloss genannt. Und eben die «Graue Gans», die gibt's hier auch. Die Wirtsleute sind total nett, ich frag ihnen gerade Löcher in den Bauch über Amerika.»

Lachen aus dem Hintergrund. Das musste das Wirtepaar sein.

«Und weißt du, was direkt gegenüber dem Hof steht?», fuhr Sonja fort.

«Machst du jetzt einen auf Quizmasterin?», erwiderte ich.

«Das errätst du nie!»

«Na, wenn ich es nicht errate, dann sag's mir halt. Was Schlimmes?»

«Nein, was Monströses. Aber schön, richtig schön.»

«Ein holländisches Treibhaus mit Gentomaten?», ließ ich mich nun doch auf die Quizshow ein.

«Quatsch», tönte es aus dem Hörer, «ich sagte doch, was Schönes.»

«Ein holländisches Treibhaus mit Biotomaten?»

«Ich sag doch, du kommst nicht drauf, brauchst gar nicht weiter-raten.»

«Gut, ich rate nicht weiter.»

Stille am anderen Ende der Leitung.

«Sonja, bist du noch dran?»

«Klar.»

«Verrätst du mir jetzt, was ...»

«... ein Pferd.»

«Ein Pfeeeeerd?», echote ich.

«Ein riesiger Bronzehengst. Auf einem Bronzepodest.»

«Was, ein Reiterstandbild? Ich bin überwältigt. Napoleon, Friedrich der Große oder gar Erich Mielke?»

«Nein, ohne Reiter. Einfach nur ein Hengst aus Bronze. Prächtig.»

«Gehört der Monsterhengst zum Schloss, steht das Haus beim Schloss oder wie?»

«Nein, das Schloss ist am anderen Ende vom Dorf, der Hengst steht vor der Pfuhe, genau gegenüber vom Haus. Ist das nicht wunderbar? Wir sehen direkt auf den Hengst von Amerika!»

«Äh, ja, wunderbar, ganz wunderbar. So einen bronzenen Hengst hat nicht jeder vor der Hütte ...»

«Ach, Ditaaa!»

«Sonja, was ich eigentlich fragen wollte ...»

Sollte ich sie jetzt wirklich wagen, die alles entscheidende Frage? Die Frage, wie es sich für Sonja anfühlte, dieses Amerika, der Hof? Schon zweimal dachten wir, fündig geworden zu sein. Ich war nach Berlin geflogen, wir hatten uns das Fundstück angesehen, hatten beratschlagt, gerechnet, Visionen entwickelt. Eines der seltenen gemeinsamen kurzen Wochenenden lang. Dann war ich zurückgehetzt, um auf dem Schweizer Hof den Umzug vorzubereiten. Nach ein paar Tagen hatte Sonja angerufen, sie sei noch einmal dort gewesen. Sie würde «es nicht spüren», würde «nicht wissen, warum gerade hier».

Ich zählte dann noch einmal die Gründe auf, zum Donnerwetter: «Wir können es zahlen, es ist nah genug an Berlin, es hat einen Stall für die Tiere, es hat ein wenig Land gleich angrenzend, darum!»

Sonjas Skepsis jedoch blieb beide Male. Ich kannte sie nun schon lange genug, um zu wissen, dass es keinen Sinn hatte, etwas durch-

drücken zu wollen gegen ihre Intuition. Die wenigen Male, wo wir es dennoch getan hatten, bereuten wir es später bitter. Also hieß es den männlichen Aktionismus bremsen und auf die weiblichen Schwingungen vertrauen. Eine Zen-Meister-Übung für mein ungeduldiges Temperament!

«Bist du noch dran? Du wolltest was fragen», unterbrach Sonja meine Erinnerungen. Ich gab mir einen Ruck.

«Ja, äh, mein Schatz, wie ... wie fühlt es sich an?»

«Noooo ... joooo ... sag ich doch.»

«Wie? Heißt das gut? Fühlt es sich gut an?»

«Glaub schon.»

«Sonja!»

«Ja, fühlt sich gut an!»

Stille auf beiden Seiten. Atmen. Endlich. Das Ungewisse, die Unsicherheit, der Zweifel hatten ein Ende. Das Leben in einer Ehe über 800 Kilometer Distanz, die Hin-und-her-Reiserei, würde vorbei sein. Endlich.

«Dann kauf!», rief ich.

«Wann kannst du herfliegen und es dir anschauen?»

«Du sagst, es fühlt sich gut an, also kauf!»

«Aber du musst es dir doch zuerst ...»

«Muss ich nicht, kauf! Dir gefällt es, das reicht. Kauf es!», beschwor ich sie.

«Aber Ditaaaa!» So nannte sie mich, wenn sie Stress hatte. «Dann bin ich schuld. Was ist, wenn es dir nicht gefällt?»

Tja, was ist, wenn es mir nicht gefällt ... denke ich jetzt, drei Monate später. Wenn der Kauf doch ein Fehler war. Wie alt muss ich denn noch werden, um vernünftig zu agieren, wie alle anderen mündigen Menschen? Man schaut sich Häuser an, bevor man sie kauft! Denkt nach, fährt nochmal hin. Wägt ab. Entscheidet mit Bedacht. Aber ich musste ja wieder meiner Ungeduld die Zügel

schießenlassen mit meinem «Kauf, kauf, kauf es!». Nun haben wir gekauft, es gibt kein Zurück. Jeder Euro, den wir auftreiben konnten (Dank an die Bank), steckt in diesem Hof. Wir haben leichtfertig von schuldenfrei auf Schuldenlast gewechselt. Ein Rückzieher ist schon aus finanziellen Gründen schlicht und ergreifend nicht drin.

Aber was erwartet mich in diesem Ort mit dem Namen, der wie ein Versprechen klingt und von dem ich nur ein paar Bilder im Internet gesehen habe? Wie werden wir auf diesem Hof, den ich nur von Sonjas Beschreibungen und ein paar schlechten Fotos vom Makler kenne, wirklich leben? Werden wir scheitern, wie so viele, deren Häuser wir uns angesehen haben? Werden wir, wie sie, in ein paar Jahren den Hof desillusioniert und abgekämpft zwangsversteigern müssen? Kein Zuhause mehr haben, dafür den Arsch voll Schulden? Werden unsere Träume vom Leben auf dem Land den Bach runtergehen – und mit ihnen unsere Liebe? Und was wird dann aus unseren Tieren?

Ach du lieber grüner Heinrich, in was für ein Riesending haben wir uns da bloß hineinmanövriert!